

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Kenzaburō Ōe

Der Tag, an dem Er selbst mir die Tränen abgewischt

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

I.

Es geschah einmal mitten in der Nacht, er war eben dabei, sich mit der Rotex-Rotorschere die Nasenlöcher auszurasieren, und tat das, obwohl er nie wieder aufrecht auf lebenden Füßen hinaustreten würde in die Straßen des Staubs, mit einer solchen Sorgfalt, als sollte darin wie in Affennüstern kein Härchen mehr wachsen – da setzte sich plötzlich jemand auf seine Bettkante, vielleicht einer, der sich aus der Nervenabteilung derselben Klinik davongestohlen hatte, oder ein zufällig hereingeschneider Irrer, ungewöhnlich klein und hager für einen Mann, aber das vollrunde Gesicht behaart wie eine jener bärtigen Daruma-Puppen, und der schrie geifernd:

– Was ist eigentlich los mit dir? Na, sag schon, *was denn, was denn?*

Er, jäh aufgeschreckt, riss die Rotorschere aus der Nase (einige Härchen blieben jedoch zwischen Messer und Tubus eingeklemmt), schleuderte sie – Gereiztheit mischte sich in den Schmerz – in einer drehenden Bewegung gezielt gegen das Bartgesicht, und indem er sich, gehindert dadurch, dass das Gewicht des auf der Woldecke sitzenden Mannes seine Beine blockierte, nur mit Schultern und Oberkörper mühsam aufrichtete, brüllte er zurück:

– Was mit mir ist? *Der Krebs, der Krebs!* Der Leberkrebs als solcher und an sich, *das bin ich!*

Hastig zerrte er den Baumwollkittel über der Brust aus-

einander, wies auf seine Haut, auf der wie eine Spinne wulsichtige Adern sichtbar wurden, und als er dann seine beiden blutroten Hände ausstreckte, verbeugte sich der Besucher mit dem Ausdruck eisigster Höflichkeit:

– Entschuldige. Mir scheint, du bist verrückt.

Gleich darauf und lautlos, ein Tropfen Wasser versickert so im Sand, war die Gestalt verschwunden.

Nur die arabeskenhafte Scharte, die die über das Rundgesicht hinwirbelnde Rotorschere im Rand des Bartgestrüpps hinterließ, sie ist seinen Augen im Gedächtnis geblieben, und das trotz des eingeschränkten Blickfelds (hatte er doch auch dabei, wie immer, die dunkle Unterwasserbrille getragen). Sollte sich also der nächtliche Eindringling inzwischen den Bart abrasiert haben, besäße er nicht den geringsten Ansatz mehr für eine Spurensicherung. Jedenfalls objektiv gesehen. Andererseits verstärkt sich in ihm das Gefühl, in der Erscheinung des Bärtigen hätte er seinen ALTEN wiedererkannt.

Was denn, muss ich solche Possen auch noch protokollieren? Fragt die Testamentsnotarin, die sein Diktat aufnimmt. Er hat es längst aufgegeben, die anderen, nur weil sie die gegenwärtige Zeit mit ihm teilen, als Menschen zu begreifen, die diese selbe Welt durchleben wie er; also merkt er auf die Person so wenig, dass er keinen Versuch unternimmt, sich klarzumachen: Ist es seine Frau, seine Pflegerin, oder handelt es sich um eine amtliche Archivarin für Zeitgeschichte, von der Regierung oder von den Vereinten Nationen ausschließlich dazu entsandt, dokumentarisch festzuhalten, was er erzählt. Träfe letzteres zu, und er

würde nach dem Verzehr von Unmengen Knoblauch (was die aus einem fünfunddreißigjährigen Leben, aus der nun zu Ende gehenden Gegenwart verbliebene Restenergie in Sexualität verwandeln müsste) mit widerlich stinkendem Atem den Versuch unternehmen, diese Person auf sein Bett zu ziehen, so könnte das peinlich werden. Im Augenblick indessen ist seine ganze Kraft, die physische wie die psychische, darauf gerichtet zu erzählen, weiterzuerzählen. Selbst den ärztlichen Visiten oder den Medikamenten, die ihm die Pflegerin verabreicht, bringt er, obwohl er sich fügt, kein übermäßiges Interesse entgegen. Wieso nur hatte er da den Eindringling in jener Nacht, genauer: am 1. Juli 1970, morgens um zwei Uhr, wahrnehmen können? Noch immer ist ihm nicht klar: War der bärtige Daruma wirklich und leibhaftig erschienen, oder war er nur heraufgetaucht aus einer allein in ihm selbst, in seinem bewussten wie unbewussten Inneren existierenden Vergangenheit, die er, als die von ihm bevorzugte, so gern für die einzige reale Welt nähme? Und deshalb lass das unnütze Gefrage und konzentriere dich auf die Niederschrift des Diktats! Denn die Zeit, die mir bleibt, ist begrenzt; tatsächlich kann ja, wer weiß, schon morgen die letale Bewusstlosigkeit einsetzen. Sobald das der Fall ist, rufst du bitte – wie es das Testament verlangt – unverzüglich das Post- und Telegraphenamt im Tal hinterm Wald an, lässt das so genannte ›Tonband ab Koma-Beginn‹ laufen und bestellst das Ticket fürs Flugzeug. Du weißt: Um meine Mutter im Tal hinterm Wald damit hereinzulegen, dass ich sie zu guter Letzt doch noch überhole, ist das außerordentlich wichtig. Sagt er. Nimm also den Bleistift und dränge dich nicht in eine Zeit, die dem Leberkrebs gehört!

Wäre die Erscheinung jenes Eindringlings in der Nacht ein Traum gewesen, wie diejenigen glauben, die sein Bett umstehen, ohne dass sie auf ihn einzuwirken vermöchten, so hätte er, seit er, jung wie in Afrika die Bantus an der Leber leidend, in diese ›End-Grube‹ geriet, zum ersten und (wie er mit Sicherheit vermutet) zum letzten Mal einen deutlich erinnerten Traum gehabt.

Es gab Berichte, wonach er im Schlaf gelegentlich laut aufgeheult habe. Manche meinten das damit zu erklären, dass er erst im Traum sich selbst in seiner gegenwärtigen Krise erkannt habe. Die so redeten, behaupteten jedoch auch, er bilde sich den Leberkrebs nur ein, es liege eine simple Leberverhärtung vor, und eine Wiederherstellung sei zwar nicht einfach, immerhin aber bestünde für ihn die Chance davonzukommen. Hierauf er wiederum: An Trauminhalte, die ihn zum Heulen veranlasst hätten, könne er sich partout nicht erinnern. Und in der Tat hieß es zugleich, im wachen Zustand sei er zumeist von einer geradezu euphorischen Stimmung beherrscht, er befinde sich dann überaus wohl. Manchmal, aber nicht um vor denen, die an seinem Bett bald auftauchten, bald verschwanden (und die ihn, der er auf diesem Lager als festen Programmpunkt die Stunde seines Todes erwartete, ganz ohne Zweifel überleben würden, während umgekehrt er sie wie bereits Gestorbene behandelte) – nicht also um etwa vor ihnen den Glücklichen zu markieren, sondern allein um die von seinen unregelmäßig schwankenden Stimmbändern her über die Kieferknochen in seinen Ohren anlangenden Töne und die gleichzeitigen

wirren Resonanzen zu genießen, die aus der Tiefe der mit dem Krebsgewebe schwangeren Eingeweiden heraus darauf antworteten, sang er auf Englisch das Lied von den ›Happy days‹, die wieder da sind. Übrigens steigt die Melodie dieses Liedes im Refrain erheblich an, und hatte er am Liedanfang in der falschen Lage eingesetzt, so klang es zum Schluss, als schluchzte er mit gellender Stimme; was nicht nur die Umstehenden erschreckte, auch ihm selbst verursachte dies ein eigenartig unbehagliches Gefühl in den Eingeweiden. Nach seiner festen Überzeugung freilich wird seine Leber, ist sie erst einmal zu einem steinigen Klumpen geworden, bei weiter zunehmender Schwellung gerade die höheren Tonlagen wie ein mitklingender innerkörperlicher Lautsprecher verstärken und auf diese Weise die organisch bedingten Dissonanzen eliminieren. Sein *Let us sing a song of cheer again, happy days are here again* endet mit der Tonfolge:



Da lebe ich zwar – so seine Überlegungen – in dem Vorgefühl, meine Happy days kehrten wieder, nur habe ich hier niemanden, mit dem ich sie teilen könnte, und meine noch immer im Tal hinterm Wald eingeschlossene Mutter, die allein Augenzeuge meiner wirklichen Happy days war, schickt mir pausenlos nichts als die Hochfrequenzwellen des Hasses auf die Antenne meiner Eingeweide. Gewiss habe ich davon

den Krebs bekommen. Und er war zu dem Entschluss gelangt: Wenn das der Fall ist, muss ich, während ich, einsam im Bett liegend, die Zeit verbringe, meine Happy days in allen Einzelheiten dokumentarisch festhalten, muss ferner, um dem Ganzen die zur Fortexistenz auch über meinen Tod hinaus benötigte Objektivität zu verleihen, schriftlich bezeugen, dass mein Kopf nach Verfall der damaligen Happy days wie ein Modellflugzeug unablässig seine tragischen, trudelnden Bewegungen hin auf eben jene Happy days wiederholte.

Als ein Kranker jedoch, der sich schon auf der Schwelle des Todes befindet, ein Opfer entweder (wie er selber glaubt) des Leberkrebses oder (soweit objektiv feststellbar) einer schweren Leberverhärtung, kann er die Aufzeichnungen natürlich nicht mit eigener Hand vornehmen. Unter Hinweis darauf bat er um eine Stenographin, doch eine der Stimmen an seinem Bett meinte: Er leidet nur unter Einbildungen; sobald er das ›normale Bewusstsein‹ wiedererlangt und begreift, dass er sich nicht auf der Krebsstation, sondern in der neurologischen Abteilung befindet und durchaus nicht der Schwerkranke ist, der noch nicht einmal einen Bleistift zu halten vermöchte, wird er sehr wohl imstande sein, mehrere Stunden hintereinanderweg zu schreiben, sogar mit einem so schweren Gerät wie diesem protzigen Mitbringsel von einer Auslandsreise, diesem riesigen Pelikan-Füllhalter. Sagte die Stimme. Der erwähnte Füllhalter übrigens, ebenso wie die von ihm im Bett fast ständig getragene Unterwasserbrille mit ihren vorn an den grünspanigen Röhren

angebrachten ovalen Gläsern (die man vor langer Zeit, als Kunstharztapes noch nicht gebräuchlich waren, mit dickem, grünem Zellophanpapier hinterklebt hatte, so dass er, da er die Brille unverändert so benutzte, mit ihr und der Rotorschere dem Eindringling in jener Nacht vorgekommen sein mochte wie ein Planetarier, der ihm von Augen und Nase her nicht weniger als drei kegelförmige Metallröhren entgegengestreckte) – neben dieser Unterwasserbrille also stammt auch der Füllhalter aus dem Nachlass jenes Toten, der für seine Mutter und für ihn zwar von verschiedener Bedeutung gewesen war, von dem sie aber dennoch beide als von dem ALTEN gesprochen hatten. Er empfand daher die von der Stimme benutzte Ausdrucksweise an sich schon als unbillige Geringschätzung eines jetzt in seinem Besitz befindlichen Erbstücks des ALTEN; umso mehr, als sie fortfuhr und sagte: Angenommen einmal, du glittest wirklich demnächst hinüber ins Koma und stirbst, da würden sich doch die privaten Protokolle von deinen Happy days als völlig sinnlos erweisen, oder? Eine derartige Vermutung versetzte ihn erst recht in Zorn.

Und erregt beteuerte er abermals: Was ich hier zu diktieren gedenke, ist ein Stück Zeitgeschichte; das geht über private, nach Gutdünken abgefasste Memoiren hinaus. Wäre zum Beispiel der ALTE, der darin auftritt, nicht kurz vor der Niederlage bei einer Straßenschlacht in der Provinzstadt umgekommen, hätte man ihn mit Sicherheit vor dem Fernöstlichen Kriegsverbrechertribunal, notfalls vor einem ins Tal hinterm Wald entsandten Sondergericht als Zeugen ver-

nommen; weshalb alles, was ich von nun an berichte, bei den Vereinten Nationen auf lebhaftes Interesse stoßen wird, zu schweigen von unserer derzeitigen Regierung, in der ja, nachdem sie überlebt haben, eindeutige Kriegsverbrecher noch immer den Ton angeben. Erklärte er mit Nachdruck. Nun, jedenfalls hat er jetzt die Testamentsnotarin an seinem Bett sitzen, die sein Diktat aufnimmt, und er ist auch bereits im Besitz eines Rohmanuskripts seiner ›Geschichte einer Zeitgenossenschaft‹, wenngleich die zeitliche Abfolge darin noch zu wünschen übrig läßt. Da er allerdings zumeist die nach Art der Operngläser aus einem Doppeltubus bestehende, mit grünem Zellophanpapier beklebte Unterwasserbrille trägt, bedeutet es für ihn eine zwar nicht völlig unmögliche, jedoch mit entsetzlichen Schwierigkeiten verbundene Aufgabe, das Manuskript dieser ›Geschichte einer Zeitgenossenschaft‹ durch wiederholtes Lesen zu überprüfen.

Einmal meint die Testamentsnotarin: Warum eigentlich diktierst du so, als glaubtest du, dass du – was doch deinem tatsächlichen Zustand widerspricht – unheilbar an Krebs erkrankt seiest und also jeden Augenblick der tödlich endende Tiefschlaf einsetzen könnte? Wenn sich dies Wort für Wort in Schrift verwandelt, habe ich das Gefühl, als finge umgekehrt das auf dem Papier Niedergeschriebene an, sich zur Realität zu entwickeln, und schöbe die schreibenden Finger vorwärts. Sagt sie. Woraufhin er zurückschlägt. Solltest du vom Arzt den Befehl haben: ›Erzählen Sie ihm über seinen Krebs nur irgendwelche Lügen!‹ – ich warne dich: so oft dir eine Lüge aus dem Mund

fliegt, wird sie Gestalt annehmen, wird deinen Kopf umschwirren, und schließlich stehst du hilflos da in einer Mückensäule aus Gestalt gewordenen Lügen.

Als er zuerst gespürt hatte, wie sich, gärendem Malz vergleichbar, in seiner Leibeshöhle der Krebs auszubreiten begann, war ihm klargeworden, dass er durch nichts als durch die Kraft der Natur allmählich frei würde von dem, was ihn fesselte. Nicht indem er willentlich Verweigerung akkumulierte, er brauchte sich nur ruhig auszustrecken, und selbst im Schlaf wucherte der Krebs, diese Chance zur Freiheit, in seinem Inneren unaufhaltsam weiter. Manchmal hatte er das Gefühl, es breitete sich in seinem Kopf eine unbestimmte Dunkelheit aus, die nicht allein das reale, sondern auch das imaginative Blickfeld wie mit einem Nebel überdeckte, und darunter erschien, von einem violetten Schimmer überzuckt, sein Krebs wie dicht beieinanderstehende, üppige wuchernde gelbe Hyazinthen oder Chrysanthemen. In solchen Augenblicken pflegte er sein innerstes Hirn bis zur Erschöpfung zu bemühen; mit besonders kräftigen Atemzügen konzentrierte er alle Wahrnehmungsfähigkeit auf die Nasenflügel, um so den Hyazinthen- oder aber Chrysanthemenduft des Krebses auszumachen. Dass da, sinnlich lokalisierbar in Fleisch und Blut, etwas existierte, was sich auf natürliche Weise, aus eigener Kraft vermehrte und ihn allein dank innewohnender Energie über eine in seinem Bewusstsein nicht wirklich vorausahnbare neue Grenze hinauszuführen imstande war – dies alles erinnerte ihn an Erfahrungen aus der Zeit nach

dem sexuellen Erwachen. Ein Vergleich, der ihn davon träumen ließ, es könnte auf diese Weise die verlassende, nur die Asche noch ein wenig wärmende sexuelle Glut aufgeschürt werden. Also hoffte er nun, den Tod schon vor Augen, das fünfunddreißig Jahre lang Tabuisierte, Verdrängte wie aus dem Brunnen schöpfend wieder zu entdecken, es abermals freizusetzen; hierbei, so stellte er sich das vor, müsste aus dem üppigen gelbblühenden Krebsgeschwür, aus dem violetten Schimmerleib, der es umschloss, eine ungeahnte Welt des Sexus erumpieren.

Um freilich so schamlos zu sein, dass man aufs gewahrte Gesicht nichts mehr gibt, bedarf es einer sorgfältigen Festlegung der Initiationsstufen, eines langsamen Aufstiegs durch schrittweise erfolgreiches Selbsttraining. Da er die so genannte natürliche Veranlagung zur Obszönität nicht besitzt, war zu befürchten, dass er, unter den entrüsteten Blicken der anderen, in einen Zustand geriet, in dem sich sein gesamter Körper gleichsam in eine erregte Vagina verwandeln würde, die sich wie eine frisch ins Meerwasser ausgesetzte See-Anemone damit vergnügt, dass sie ihre Fühler hin und her bewegt, und so, sich pausenlos befeuchtend, zu schwellen beginnt. Die ihm noch verbleibende Zeit indessen war begrenzt, das wusste er; weshalb er mit der sexuellen Neuentfaltung über die Vorahnung nicht hinauskam und sich auf seinem Lager eher wie ein asketischer Maulwurf ausnahm.